

PREDIGT

am 2. Sonntag nach Ostern: Misericordias (4. Mai 2014, 18.00 Uhr)

Universitätsgottesdienst, St.Katharinen Hamburg

(in der Predigtreihe „Als alles neu wurde – der Augenblick der Verwandlung“)

„Der Augenblick der Erkenntnis“

Johannes 20, 1-18

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen

Liebe Gemeinde,

der Augenblick des Erkennens ist nicht berechenbar, er ist methodisch nicht planbar und der Gegenstand des Erkennens ist nicht immer der, der antizipiert worden ist. Aber genau das macht das Erkennen oft umso spektakulärer. Wir stehen immer wieder vor sperrigen Erkenntnissen, Erkenntnissen, die sich aufdrängen, die wir aber fernhalten wollen, vor Erkenntnissen, die so erwartungssprengend sind, dass der Weg dorthin einfach nicht konventionell sein kann. Es geht um Leben oder Tod, um die Frage, ob der Tod die Macht im Leben behält, ob Ungerechtigkeit, Wegsehen, das Ignorieren von menschlichen Sehnsüchten, die tödliche Verdeckung von Benachteiligungen, die Oberhand haben sollen, oder ob das Leben regiert. Dies ist ein Teil der Erkenntnis, deren Dimensionen wir nie vollständig erfassen werden. Um diese Erkenntnis geht es am Ostermorgen.

Tatort: das Grab des Joseph von Arimathia, Tatbefund: Leichenraub, Entdeckung und Meldung der Tat durch Maria von Magdala. In unserer Geschichte geht es recht lebhaft und geradezu spannend zu, man stelle sich Szenarien im frühesten Morgengrauen vor, laufende Menschen, keuchend vor Anstrengung, Erschütterung, erneutes Laufen, Rangfolgen, die zu beachten sind. Wir meinen ja, diese Geschichte im Wesentlichen zu kennen, diesen Bestandteil der Ursprungsgeschichte der christlichen Verkündigung.

Hauptperson der Handlung ist Maria von Magdala, von Anfang bis zum Ende, auch Petrus entreißt ihr diese Rolle nicht. Aber sie übt sich nach ihrer Entdeckung des Leichenraubs in Selbstbescheidung, sie klärt den Sachverhalt nicht, sondern meldet ihn den männlichen Jüngern. In ihrer Verzweiflung will sie mit diesem Erlebnis nicht alleine bleiben, sondern andere teilhaben lassen.

So jedenfalls will es der heutige Duktus unserer Geschichte, auch wenn Überlegungen existieren, ob die Geschichte von Maria und die von Petrus und dem anderen Jünger zwei unabhängige Traditionen darstellen, da es keine Bemerkung darüber gibt, dass Maria wieder zum Grab zurückkehrte. Die Erkenntnis des leeren Grabes obliegt den beiden Männern, und wir werden Zeugen eines kleinen

Konkurrenzkampfes: Die beiden laufen zum Grab, der ungenannte Lieblingsjünger ist zwar schneller als Petrus und auch vor ihm am Grab, er lässt Petrus aber den Vortritt. Was nun passiert, ist eine Bestandsaufnahme, eine Tatortbesichtigung. Wir erfahren auch, dass das Schweißtuch Jesu zusammengewickelt an einem anderen Ort lag als die Leinentücher. Bloße Tatsachenfeststellungen oder doch ein verzweifelter Versuch, aus noch so dünnen Indizien einen Hinweis zu erhalten, was in dieser Grabhöhle vor sich gegangen ist? Die Geschichte ist von großer Hektik und Geschäftigkeit und wenig von Emotionen geprägt, es sei denn, das Laufen, ja geradezu Wettrennen stelle so etwas wie die Körperlichkeit der Emotionen dar. Denn dass hier, genau an diesem ganz langsam grauenden und sich erhellenden Morgen, etwas für die kleine Gruppe um Jesus extrem Wichtiges passiert, ist nicht zu leugnen. Warum ist der Leichnam weg? Die beiden Jünger „glauben“ dies nun, also das, was Maria ihnen bereits berichtet hatte, mehr nicht. Der erste Teil der Geschichte endet mit einem Erkenntnisstand, der für die Nachfolgenden Jesu zum Verzweifeln ist, aber auch einen Funken Hoffnung birgt, die Wendung einer Geschichte, die sonst in einer geraden Linie einfach im Dunkeln geendet hätte, im Nichts, in der Ausweglosigkeit. Wie von einer Stimme aus dem Off wird diese Hoffnung in v. 9 grundiert. Die Jünger konnten es noch nicht wissen, so der Erzähler aus der Metaperspektive. Wir, die Hörer dieser Geschichte, wissen es gemeinsam mit dem Erzähler, und das scheint die Disposition dieser Erzählung zu sein: Die gute Nachricht läuft als Subtext schon mit, wir schauen, wie sich die Gestalten der Geschichte oder der beiden Geschichten dazu verhalten. Das Erkennen bereitet sich vor und kündigt sich an, wie der sich langsam aus der Düsternis heraus erhellende Morgen.

Nun kehrt die Erzählung zur Hauptdarstellerin zurück und zeichnet ihren Erkenntnisvorgang nach. In ihrer Verzweiflung und ihren Tränen konzentriert sich die Ungewissheit: Was hat das alles zu bedeuten? Ist der Leichenraub der kriminelle Tiefpunkt dieser Geschichte oder doch ein Hoffnungsschimmer? Die Geschichte lebt davon, dass Maria die einzige in der Szene ist, die es nicht weiß, die die Metaerzählung nicht kennt. Es gibt viele Hinweise, die ihr helfen könnten, aber sie ist in ihrer Verzweiflung so gefangen, dass das Licht des Morgens nicht zu ihr vordringt. Sie wendet sich zu Jesus, den sie nicht erkennt, um, und sie tut dies an einer weiteren Stelle, nachdem sie ihn erkannt hat: geradezu als solle durch die erneute körperliche Wendung die Erkenntnis unterstrichen werden. Der Geist wendet sich um, nicht noch einmal der Körper. Die Geschichte hat Eigentümlichkeiten. Maria ist umgeben von zwei Engeln und dem Mann Jesus, die ihr leicht und unverblümt mitteilen könnten, was hier vor sich geht. Die Folie scheint zu sein: Die Dinge sind klar, warum versteht sie es nicht? Wann wird sie es endlich verstehen? Nach Marias erster Frage an die Engel steht Jesus neben ihr, eigentlich die Antwort auf ihre Frage. Die verbale Antwort Jesu ist eher ein Ausdruck der Verblüffung als für Maria hilfreich, die Situation erinnert an die Emmausgeschichte in Lk 24. Unsere Erzählung baut absichtlich einen Spannungsbogen auf und lässt den Hörer daraufhin warten und drängen, wann er eintritt, der Augenblick des Erkennens. Die Spannung löst sich mit dem einen Wort „Maria“, mit dem Jesus Maria jetzt anspricht. Die direkte Anrede, das Rufen des Namens, der Klang der namenrufenden Stimme, was immer in diesem Augenblick vor dem Grab im Spiel war, wir wissen es nicht. Jesus antwortet auf die Frage Marias mit der Erinnerung an eine Beziehung. Das ist der Augenblick, in dem sie sich nicht mehr entziehen kann. Ein Augenblick, der ungeheuer zufällig wirkt,

nicht planbar, nicht nachvollziehbar, nicht wiederholbar. Das ist nicht ungewöhnlich, es gibt Beispiele von Erkenntnismomenten dieser Art aus anderen Zusammenhängen. Der Zen-Buddhismus kennt die Tradition der Lehrgespräche zwischen Meister und Schüler, lange Berichte des Schülers aufgrund seiner Versenkungspraxis, die verraten, dass er die Erleuchtung nicht erlangte, Ratlosigkeit, auch Belehrung hilft nicht weiter, bis zuletzt ein kurzer scheinbar unsinniger Hinweis des Meisters die Lösung bringt, oder ein Fall des Schülers von einer kleinen Mauer, eine Verletzung, ein Windzug aus dem Loch einer Papierwand, das Geräusch von einem Wasserhahn. Die Erkenntnis ist eine andere, die Dimensionen sind andere, sie hat aber mit der Erkenntnis Marias gemeinsam, dass sie nicht aus dem Lehrbuch stammt und nicht berechenbar ist. Sie fördert das Leben und reißt ein Loch in die Finsternis. Die kleinen Erkenntniserlebnisse sind den meisten von uns bekannt: Das Brüten über einem Text, der zu schreiben ist, es stockt, es kommt kein zündender Gedanke, ein Gang in die Küche, um einen Tee zu kochen, Duschen, aus dem Fenster schauen, oder der letzte Blitz abends vor dem Einschlafen, schon ist der neue Gedanke da und es geht weiter, gleich oder am nächsten Morgen.

Auch in der Literatur begegnet uns dieses zufällige Aufblitzen eines neuen Gedankens in seiner inszenierten Form immer wieder. Wie durch einen Zufall gelangt Lewin in dem Roman Anna Karenina zu der Einsicht, dass Kitty für ihn die richtige Ehefrau sei, in Peter Handkes Roman „Der kurze Brief zum langen Abschied“ ist es das Rollen eines Würfels mit dem kurzen Aufscheinen der gewünschten Zahl, das eine fast erleuchtungsähnliche Erkenntnis beim Protagonisten aufkeimen lässt.

Die Erkenntnisse sind jeweils unterschiedlich, sie durchbrechen Blockaden des Bewusstseins, oft nur Blitze für den Augenblick, in manchen Fällen bedeuten sie Wendungen in einer Lebenssituation und für ein ganzes Leben.

Lebenswendend ist auch die Erkenntnis Marias. Von einem Augenblick auf den nächsten ist alles anders, und ihre Sprachlosigkeit lässt sie nur „Rabbuni“ ausrufen. Der Augenblick des Erkennens, der Augenblick, in dem Tod und Leben sich scheiden und das eine das andere überwindet, kommt ganz leise daher, zwischen zwei Menschen, einem Mann und einer Frau, die vor einem leeren Grab stehen und sich unterhalten.

Was soll jetzt geschehen? Was macht Maria mit der Tatsache, dass sie gerade die erste war, die erfahren und verstanden hat, dass Jesus lebt, dass die Ratlosigkeit der Gruppe um Jesus ein Ende haben darf, dass es neues Leben gibt, und dass an diesem Tatort etwas geschehen ist, das jede menschliche Erkenntnis überfordern wird?

Maria gibt ihre Erkenntnis weiter, uns ist der knappe Satz überliefert, dass sie verkündet, den Herrn gesehen zu haben.

Das ist keine Erkenntnis, um die viele Worte gemacht werden können. Sie lebt davon, dass sie wirksam wird, dass sie Leben schafft, weil sie damit anfängt, dass das Leben triumphiert. Für Maria ist es der Augenblick, in dem der Mann vor ihr am Grab sie neu erschafft, indem er die Beziehung wiederherstellt, die sie gekannt hat. Er holt sie aus der Schockstarre, aus der Verschließung, aus der Vermutung, dass es gälte, einen Leichenraub aufzuklären. Ein befreites Osterlachen wäre angebracht gewesen, die Befreiung aus dem Tunnel, der kein Licht am Ende zu haben schien.

Aber was bedeutet das? Was heißt der abstrakte Satz, dass nunmehr das Leben den Tod überwunden hat und dass die Hoffnungslosigkeit und die Ratlosigkeit ein Ende haben? Dorothee Sölle hat das, wie sie es nennt, „tote“ Wort Auferstehung mit Aufstand in Zusammenhang gebracht. Es ist eben allzu wohlfeil, gegen alle furchtbaren Realitäten der Welt, gegen alles Blut, das täglich fließt, gegen alle Knüppelien, gegen alle verbrecherischen Niedriglöhne, gegen alle menschliche Verzweiflung einfach das Wort vom auferstandenen und lebenden Jesus zu halten. Es bleibt so lange tot, wie nicht auch die **Kraft** des lebenden Jesus gepredigt und geglaubt wird und durch unsere Gesichter und Adern strömt. Diese Kraft, die auch den Jüngern Jesu geholfen hat, aus der Enge des verschlossenen Raums auszubrechen und mithilfe **dieser Kraft** von diesem Leben zu zeugen. Ich will dafür nicht das pathetische Wort Aufstand bemühen, ich kann auch sagen: ausbrechen aus der Enge der Konventionen, laut lachen über die Mächte des Todes, der Arroganz der Macht und des Geldes die Stirn bieten, oder, anders gesagt, den Tod nicht mehr Tod sein lassen, sondern einfach: leben, so wahr uns Gott helfe.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen